

Reutlingen und Grafeneck

**Begleit-Dokumentation
des Stadtarchivs Reutlingen**
zur Ausstellung
der Gedenkstätte Grafeneck

Reutlingen bekam in einer – wie später bekannt wurde – gleichzeitig mit der Kriegserklärung 1939 eingeleiteten furchtbaren Kriegsmaßnahme eine traurige Berühmtheit ... Die ersten Urnen aus Grafeneck trugen, wie mir D. F. von Bodelschwingh erzählte, den Poststempel „Reutlingen“.

*Erinnerungen des Marienkirchen-Pfarrers
Hermann Streitberger*

*Fritz von Bodelschwingh, einst designierter Reichsbischof
und herausragender Repräsentant der Inneren Mission.*



Leitung: Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt
Text/Konzeption: Karin-Anne Böttcher M. A., Freiburg
Gestaltung: Büro für Gestaltung Hartmaier+Mangold,
Kirchentellinsfurt, www.hartgold.de

Reutlingen und Grafeneck

Die Landesfürsorgeanstalt Reutlingen-Rappertshofen und die „Aktion T4“

Als erste Anstalt in Reutlingen und Umgebung war die Landesfürsorgeanstalt Rappertshofen von der „Euthanasie“-Aktion betroffen. Die ehemalige „Landarmenanstalt“ hatte seit Anfang des 20. Jahrhunderts zwei geschlossene „Schwachsinnigenabteilungen“, in denen 1939 (bei insgesamt etwa 350 Plätzen in der ganzen Anstalt) 61 Männer und 65 Frauen untergebracht waren; 1940 waren es 121 Personen.

Im September 1940 kündigte dort ein Schreiben des württembergischen Innenministeriums die „Verlegung der in der beigefügten Liste aufgeführten Kranken“ an. Wenige Tage vor dem Abtransport schickte die Anstaltsleitung eine „Liste der Insassen, die [...] aus besonderen Gründen nicht verlegt werden sollten“, an das Innenministerium. Denn, so stellte es der Anstaltsarzt Dr. Oskar Beutter (zugleich Leiter des Staatlichen Gesundheitsamtes Reutlingen) bei einer Voruntersuchung zum späteren Grafeneck-Prozess dar: „Die Anstalt war auf die Arbeitsfähigen unter ihren Schwachsinnigen für ihren Betrieb angewiesen; andere Arbeitskräfte einzustellen, war so gut wie unmöglich.“ Von 78 ursprünglich angeforderten Kranken wurden schließlich 62 mitgenommen.

Anders als in anderen Anstalten hatten auch die angeforderten Meldebogen kein Misstrauen hervorgerufen: „Der Fragebogen enthielt Fragen über die Art der Krankheit, Angehörige, Alter usw. Über den Zweck der Fragebogen war nichts gesagt; wir nahmen an, dass es sich um eine eingehendere Form der allg. Statistik handele, wie sie jedes Jahr üblich war“, heißt es in einem Bericht der Anstaltsleitung über die „Aktion Grafeneck“ vom Juli 1947.

Außerdem scheint die Landesfürsorgeanstalt offensichtlich jederzeit mit „regulären“, kriegsbedingten Verlegungen gerechnet zu haben, weil sich das Heim seit Kriegsbeginn mehrfach für andere Kreise öffnen musste: 1939 wurden pflegebedürftige Evakuierte aus den westlichen Grenzgebieten (Pfalz und Saar) in Rappertshofen einquartiert, 1940 alte und kranke Umsiedler aus dem Batikum.

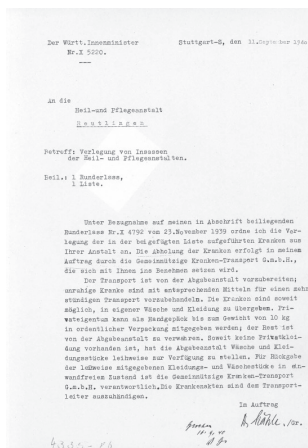
Verlegungsanordnung des württembergischen Innenministeriums vom 11. September 1940.



Ansicht der 1894 gegründeten Landesfürsorgeanstalt Rappertshofen um 1940.



Die Frauenabteilung der Fürsorgeanstalt Rappertshofen beim Ausflug mit dem Omnibus 1937.



Reutlingen und Grafeneck

Gustav Werner Stiftung zum Bruderhaus und ihre Zweiganstalten

Die traditionsreiche Gustav Werner Stiftung (heute: „Bruderhaus Diakonie“) gehörte wie Marienberg zur „Inneren Mission“. Der staatlich angeordneten Patienten-Erfassung hatte sich die Einrichtung zunächst entzogen und keine Meldebögen ausgefüllt mit der Begründung, es gebe keine Patienten, auf die die Meldekriterien zuträfen. Nach einer Mahnung des Gesundheitsdienstes im Stuttgarter Innenministerium kündigte im September 1940 Dr. Mauthe, der Beauftragte des Ministeriums, zusammen mit dem Landesjugenarzt Dr. Eyrich seinen Besuch an, um das Ausfüllen der Meldebögen „zu überwachen bzw. selbst vorzunehmen“.

Dr. Eyrich war ein alter Bekannter und den Einrichtungen der Stiftung wohlgesonnen; auch vorher hatte er auf Rundreisen durch die Außenstellen die Pflegelinge untersucht. Die damalige Vorstandssekretärin betonte in ihrer Vernehmung im Rahmen des Grafeneck-Prozesses: „Dr. Eyrich war uns bekannt. Es war uns eine Beruhigung, dass er mitkam.“

Aus der Reutlinger Mutteranstalt wurde niemand im Rahmen der „Euthanasie“-Aktion abtransportiert. So viel Glück hatten die Zweiganstalten der Gustav Werner Stiftung in Göttingen, Schembach und Fluorn (Kreis Freudenberg), in Dettingen und im Bruderhaus Bleiche bei Urach nicht. Insgesamt holte man mindestens 24 Heimbewohner ab. Die meisten von ihnen wurden in Hadamar bei Limburg/Lahn, der Nachfolgeanstalt von Grafeneck, ermordet.



Die Mutteranstalt der Gustav Werner Stiftung in Reutlingen (Blick auf das Kinderhaus), um 1900.

„Die beiden Ärzte verhielten sich außerordentlich entgegenkommend. Dr. Mauthe hat von Anfang an die Meldebögen über Grenzfälle ausgeschieden und sie gar nicht besprochen. Er hat mir in allem vertraut und mir ohne weiteres geglaubt, was Grenzfälle seien. Die Ärzte ließen sich dann in der Anstalt etwa 10 Kranke vorstellen [...] Bei der Rückkehr sagte Dr. Mauthe, es seien alles brauchbare Leute, wenn irgendeine Verlegung vorkommen würde, wo wir mit Recht Einspruch erheben könnten, sollten wir dies tun, es werde dies in Berlin entschieden. [...] Dr. Eyrich bemerkte hierauf scherzhaft, offenbar sei die Elite der Menschheit im Bruderhaus. [...] Es ist in der Folge aus der Mutteranstalt Reutlingen niemand wegverlegt worden.“

Aussage der damaligen Vorstandssekretärin Gertrud Kofner bei einer Vernehmung im Rahmen des „Grafeneck-Prozesses“ am 1.4.1948.

Ein ausgefüllter „Meldebogen“ aus der Zweiganstalt Schembach.

Reutlingen und Grafeneck

Friedrich Laage – Ein Reutlinger Künstlersohn wird Opfer der „Euthanasie“

Friedrich Laage war der Sohn des erfolgreichen Holzschneiders und Malers Wilhelm Laage. Seine Mutter Hedwig geb. Kurtz stammte aus Reutlingen, wo die Familie ab 1907 lebte. Als Kleinkind erkrankte Friedrich an einer Gehirnhautentzündung, in der Folge litt er an epileptischen Anfällen. Von seinem 19. Lebensjahr an lebte Friedrich Laage in der Anstalt Stetten im Remstal. Von dort wurde er am 10. September 1940 nach Grafeneck deportiert und vermutlich noch am gleichen Tag ermordet.

Der Künstlersohn war selbst ein begeisterter Zeichner. Trotz seiner zunehmenden geistigen Behinderung blieb er aktiv, malte und schrieb. Viele seiner Briefe und eine Reihe Zeichnungen aus Familienbesitz werden heute im Reutlinger Stadtarchiv aufbewahrt.



Friedrich Laage im Kindergartenalter – mit der für Kleinkinder obligatorischen Schürze posiert er vor blühenden Kakteen.

Epilepsie als Spätfolge: Vergebliches Bemühen um Heilung

Am 1. Juni 1905 wurde Friedrich Laage in Cuxhaven geboren. Zwei Jahre nach seiner Geburt verlegte die Familie ihren Wohnsitz nach Reutlingen-Betzingen, hielt sich den Sommer über aber häufig an der Nordsee auf. Während eines Ferienaufenthaltes (vermutlich 1912) erkrankte Friedrich Laage an Gehirnhautentzündung und musste ins Cuxhavener Krankenhaus gebracht werden. Obwohl damals die wenigsten Kinder diese Krankheit überlebten, erholte er sich und wurde in Reutlingen regulär eingeschult.

Seit 1914 lebte die Familie in der Lederstraße 100. Sein Atelier hatte Wilhelm Laage in der Karlstraße 22, wo die Familie ab 1923 auch wohnte. Friedrich galt als einer der besten Schüler. Er hatte das Zeichentalent seiner Eltern geerbt, besonders gerne malte er fantasievolle Szenen mit Wasserfarben. Als 9-Jähriger ersann er Märchen, die er selbst illustrierte. Bis 1917 schickte er regelmäßig selbst gedichtete Neujahrsgrüße und witzige gemalte Tafelrunden mit Geburtstagswünschen an seinen Patenonkel Dr. Wilhelm Kurtz.

Doch die Gehirnhautentzündung war nicht folgenlos geblieben: In der zweiten oder dritten Klasse, etwa um 1915, musste Friedrich von der Schule genommen werden, weil er schon zweimal plötzlich aus der Bank gefallen sei – die Spätfolgen zeigten sich in Form von epileptischen Anfällen.

Seine Eltern unterrichteten ihn zu Hause und ließen nichts unversucht, um Heilung zu finden. Sie suchten eine Reihe von Experten auf, darunter auch „Kurpfuscher“, so die Familienüberlieferung: Ein „Spezialist für Epilepsie“ spritzte Friedrich Laage Brom ins Knochenmark – ein verhängnisvoller Fehler, denn nun nahm das geistige Vermögen des Kindes stetig ab. Durch die Krankheit seines Sohnes musste Wilhelm Laage, der 1914 den Villa-Romana-Preis in Florenz erhalten sollte, alle Pläne aufgeben, nach München, Florenz, Paris oder Zürich umzusiedeln.



Wilhelm Laage hat häufig seine Frau Hedwig und immer wieder auch seinen Sohn Friedrich porträtiert – hier in einem Holzschnitt von 1908 („Mutter mit Kind“).



Familie Laage im Garten des Hauses Karlstraße 22. Der kleine Friedrich steht zwischen seiner Mutter Hedwig geb. Kurtz und seiner Großmutter Fanny Kurtz geb. Finckh, links sein Vater Wilhelm Laage.